

DLG



65 46  
6111

# Der Hochwächter Blätter für heimatische Art und Kunst

7. Jahrgang, Nr. 1, Januar 1951 Verlag Paul Haupt, Bern

Der Hochwächter Nummer über Zinn  
Blätter für heimliche Art und Kunst  
7. Jhrg Nr 5, Mai 1951, Verlag Paul Haupt, Bern



## Schloß Jegenstorf 1951

Ewald Im Hof

Daß sich nun zum drittenmal eine Frühlingsnummer des „Hochwächters“ mit einer Ausstellung im Schlosse von Jegenstorf befaßt, kommt nicht von ungefähr. Seitdem dieses Schloß im Jahre 1936 vom „Verein zur Erhaltung des Schlosses Jegenstorf“ der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde, war und ist es das Ziel dieses Vereins, eine Stätte zu schaffen, an welcher der Freund der vergangenen Zeiten in Muße das betrachten und bewundern kann, was uns unsere Vorfahren an Schönem und Gediegenem vererbt haben. Wie im „Hochwächter“ soll auch hier der Sinn für die heimatliche Art, wie sie früher in Geltung stand, und die Kunst, wie sie einst gepflegt wurde, geweckt und geschult werden. Es ist eine dankbare Aufgabe, in der reizvollen Umgebung des ehrwürdigen Baus aus dem Jahre 1720 gleichsam vergangene Jahrhunderte wieder zum Leben zu erwecken. Auch diesen Sommer soll der Besucher in Jegenstorf nicht enttäuscht werden. Kurz vor Pfingsten werden gleich zwei Sonderausstellungen eröffnet, die einen Ausflug dahin reichlich lohnen: die eine bietet eine Fülle seltener Erzeugnisse ausländischer Porzellanmanufakturen aus dem 18. Jahrhundert, und von der andern wird im folgenden zu sprechen sein. Der Ökonomische und Gemeinnützige Verein des Amtes Fraubrunnen hat den zweiten Stock des Schlosses für seine zehnte Ausstellung mit Beschlag belegt. Schon die Anzahl dieser Ausstellungen weist darauf hin, welche wertvolle Mitarbeit von dieser Seite je und je geleistet wurde. Überblickt man noch die behandelten Themen, so wird einem klar, welche Fülle an wertvollem Kulturgut im Laufe der Jahre unter der Devise „Heimatmuseum“ dargeboten wurde: „Aus dem Alltag und Feiertag im Bauernhaus“ (zwei Ausstellungen im Jahre 1942), „Der 5. März 1798“ (1943), „Heimatliche Handwerkskunst“ (1943), „200 Jahre Bernertracht“ (1944), „Aus der Arbeit der Landfrau“ (1944), „Die bauliche Entwicklung des ehemaligen Johanniterhauses und späteren Landvogteifisches Buchsee“ (1946), Gedächtnisausstellungen für Karl Gehri und Emil Prochaska (1947 und 1949). Für die nächste Ausstellung sind die schönen alten Zinngefäße und geschliffenen Glasgegenstände aus den Truhen und Schränken in den Bauernhäusern des Amtsbezirks hervorgeholt worden. Mit großem Fleiß haben die Veranstalter viel wertvolles Gut aufgestöbert und zusammengetragen. Leihgaben von Sammlern und Museen werden das Gebotene ergänzen, während ein Zinngießer und ein Glaschleifer von heute zeigen, wie auch in der modernen und geheizten Zeit der Sinn für das edle Kunsthandwerk weiterblüht. Die vorliegende Nummer des „Hochwächters“ soll zum bessern Verständnis dieser Ausstellung beitragen.



n der resignier-  
wiffheit, vom  
ist jedes inhalt-  
er Verbindung  
inem Teil des

und für ihn ist  
i augenblicklich  
ählten Texten,  
Bilder erfüllen  
ordene Wahr-  
keiner Weise

schließlich ans  
ern. Wir sind  
nach gefällig-  
auch Geistiges  
agen, und wir  
Illustration ist  
em eine starke  
itäten.

hematisch fest-  
i Wechsel den

ußerordentlich  
sind zu einem  
reude bereiten

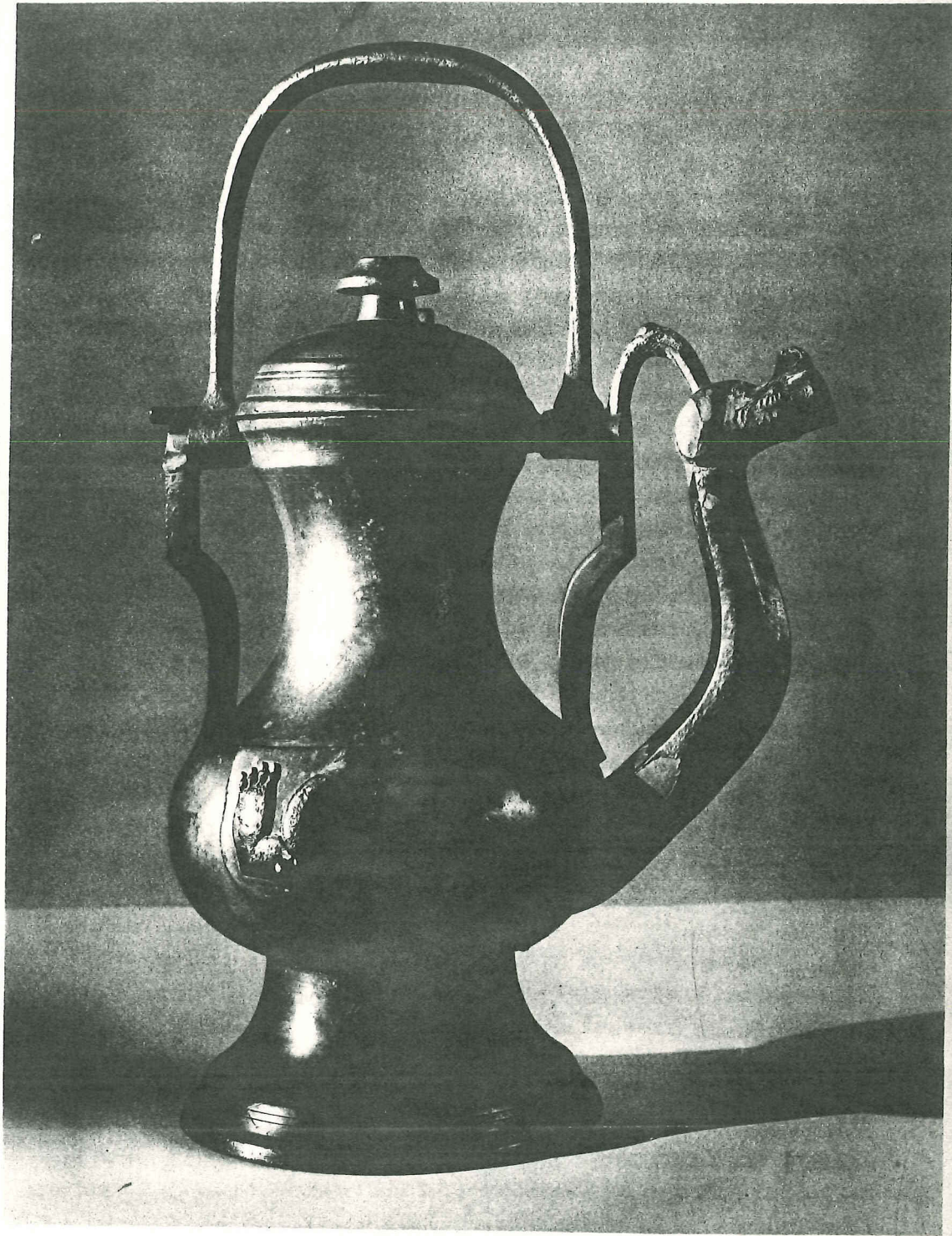
---

avos-Platz (100,  
pferstichkabinett,  
hristkatholischen

---

zeit erwünscht.

---



Zinnkanne aus dem 15. Jahrhundert mit dem Wappen der Landschaft Meckel.



## Das Zinngießerhandwerk in alter Zeit

Hans Rudolf Bütikofer

mit einer Aus-  
Seitdem dieses  
gegenstorf“ der  
Vereins, eine  
das betrachten  
egenem vererbt  
he Art, wie sie  
kt und geschult  
würdigen Baus  
en zu erwecken.  
den. Kurz vor  
lug dahin reich-  
zellanmanufak-  
u sprechen sein.  
at den zweiten  
hon die Anzahl  
r Seite je und  
iem klar, welche  
heimatmuseum“  
i Ausstellungen  
kunft“ (1943),  
44), „Die bau-  
iisches Buchsee“  
47 und 1949).  
hliffenen Glas-  
lmsbezirks her-  
volles Gut auf-  
ren werden das  
eute zeigen, wie  
verk weiterblüht.  
nis dieser Aus-

Alle noch erhaltenen Bestände an Zinngegenständen vermögen uns nur einen kleinen Begriff von der einstigen Bedeutung und Verbreitung zu geben, die das Zinn im täglichen Leben unserer Vorfahren hatte. War das Zinn im 15. Jahrhundert noch ein ausgesprochener Luxusgegenstand, so war es bis ins 18. Jahrhundert zum Gebrauchsgegenstand geworden und spielte ungefähr die gleiche Rolle wie für uns heute Porzellan, Glas und andere Metallegierungen.

Chemisch reines Zinn wurde nur ausnahmsweise verwendet; das Handwerkszinn enthielt meistens einen Bleizusatz, der in manchen Fällen bis zu 50 Prozent betrug. Je nach der Größe dieses Zusatzes verändert sich das Aussehen der Legierung. Mit der Zunahme des Gehaltes an Blei wird sie dunkler und verliert sehr rasch den seidenartigen Schimmer. Dagegen macht Blei das Metall flüssiger, die Form besser ausfüllend, und vor allem ist es das sicherste Mittel zur Bekämpfung des schlimmsten Feindes des Zinngeschirres, der Zinnpest. Diese wie auch die Weichheit des Zinnes sind vor allem schuld, daß man wirklich alten Zinnsachen nur selten begegnet. Beschädigtes und von der Zinnpest befallenes Geschirr fand seinen Weg wieder zum Zinngießer und bildete für ihn einen großen Teil seines Rohmaterials.

Der erste und wichtigste Zinnlieferant für unser Land war England. Bereits im 15. Jahrhundert wurde in Cornwall das Zinn in Bergwerken abgebaut. Englischzinn war das reinste, und der Name wurde geradezu zum Qualitätszeichen. Neben England hatten auch die Zinnbergwerke des böhmisch-sächsischen Erzgebirges für unser Land eine gewisse Bedeutung.

Werfen wir einen Blick in die Werkstatt eines Zinngießers — deren es im 17. und 18. Jahrhundert in jeder Stadt mehrere gab —, so fällt uns vor allem der gemauerte Schmelzofen mit dem dazugehörenden Blasbalg auf. Er war versehen mit einer eisernen Schmelzpfanne, mit Kellen und Gießlöffeln. Im Feuer steckten stets eine größere Anzahl Brenn- und Lötkolben, die zum Abbrennen von Gußzapfen und zum Zusammenfügen der einzelnen Teile dienten. Ein weiterer wichtiger Bestandteil der Werkstatt war die Drehbank. Sie diente zur Anfertigung der Modelle wie auch zum Abbrechen der gegossenen Gegenstände. Der Antrieb erfolgte von Hand, wobei diese Arbeit vielfach durch Mägde, arbeitslose Leute, ja sogar Blinde besorgt wurde. An der massiven Werkbank, die voller Löcher zum Einsetzen von Keilen war, erfolgte die Ausarbeitung der gegossenen Gegenstände. Hierfür standen unzählige Hämmer, Feilen, Zangen, Abziehklingen und Schab-



Links : Zinnteller aus dem Jahre 1712 mit dem Wappen Em. von Graffenrieds, Landvogt zu Bipp.

Unten : Zwei Steglannen, rechts die ältere aus dem Jahre 1665, links eine Taufkanne mit der Inschrift: „Johannes Pfund 1800“.

Rechts : Zinnkrug (Mitte des 18. Jahrhunderts) und Zinnflasche (17. Jahrhundert) mit Wappen Kilsberger-Fels.

Rechts unten : Wöchnerinnenschüssel (um 1850) mit Deckel und Untersatz. Der Untersatz diente zum Einfüllen warmen Wassers, Deckel zugleich als Teller verwendbar.



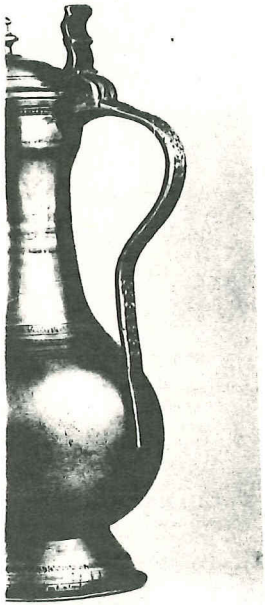


innsteller aus dem Jahre 1712  
Wappen Em. von Graffen-  
ndvogt zu Wipp.

Zwei Stegkannen, rechts die  
s dem Jahre 1665, links eine  
ae mit der Inschrift: „Johan-  
nd 1800“.

Zinnkrug (Mitte des 18.  
berts) und Zinnflasche (17.  
dert) mit Wappen Kilchberger-

unten: Wöchnerinnenschüssel  
50) mit Deckel und Untersatz.  
terfach diente zum Einfüllen  
Wassers, Deckel zugleich als  
erwendbar.





eisen zur Verfügung. Die wertvollsten Teile der Zinngießerwerkstatt bildeten die vielen Formen. Einfache und selten benötigte Formen bestanden meistens aus Sandstein und wurden auch oft von Fall zu Fall aus Formerden hergestellt. Aber für Gegenstände, die oft hergestellt werden mußten, besaßen die Zinngießer schon früh Gußmodelle aus Messing. Diese waren aber in der Herstellung und Anschaffung sehr teuer, und es kam nicht selten vor, daß sie die Meister untereinander ausliehen. Zum Gusse mußten die Formen mit Fett ausgepinselt und vorgewärmt, das flüssige Schmelzgut auf der richtigen Temperatur gehalten werden. War diese zu hoch, so wurde die Ware irrisierend und rotbrüchig, war sie aber zu kalt, blieb sie matt und kaltbrüchig.

Das Zinn wurde verarbeitet entweder als Feinzinn mit nur ganz geringen Fremdmetalbeimischungen oder dann als Zinn-Blei-Legierung, mit Mischverhältnissen von 10 : 1, 5 : 1 bis sogar 2 : 1. Dieses letztere wurde dann als „Faulzinn“ bezeichnet. Der Bleianteil schwankte von Ort zu Ort und wurde meistens behördlich geordnet, um den Käufer vor schlechter Ware zu schützen und — vor allem — der Giftigkeit des Bleies wegen. Zur Kontrolle der Zinn-Blei-Legierung wurden 1521 Zinnprobierer bestimmt, die für das Zinngießerhandwerk eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten. Sie hatten meistens die Verpflichtung, unangemeldet bei den Handwerkern vorzusprechen und eine Probe vorzunehmen.

Um jederzeit die Herkunft eines Zinngegenstandes feststellen zu können, waren die Meister durch strenge obrigkeitliche Vorschriften gehalten, ihr Gießerzeichen anzubringen. Dies geschah mittels einer in Eisen geschnittenen oder geätzten Matrize, die ins weiche Zinn kalt eingeschlagen wurde.

Der Dekoration des Zinngeschirres dienten verschiedene Verfahren. Den in Deutschland auf sehr hoher künstlerischer Blüte gestandene Reliefguß wandte man in der Schweiz nur in St. Gallen und nur in ganz bescheidenem Umfange an. Dagegen erfreute sich das Gravieren sehr großer Beliebtheit. Blatt- und Blumenranken, auch Wappen, sind oft anzutreffen. Die Qualität der Darstellung ist sehr ungleich, wirklich künstlerische Leistungen sind selten. Es ist überhaupt zu bemerken, daß in der Schweiz unter den Zinngießern keine Künstler, wie zum Beispiel in Frankreich Briot und in Deutschland Enderlein, zu finden waren, aber sie waren ausgezeichnete und tüchtige Handwerker.

Die Lehrzeit im Zinngießerhandwerk betrug drei, vier, ja manchmal bis sechs Jahre. Der Lehrvertrag wurde mündlich abgeschlossen, und zwar vor mindestens zwei Zeugen. Dabei wurde auch das Lehrgeld festgesetzt. Der Geselle mußte zur Fortsetzung seiner Ausbildung mehrere Jahre auf die Wanderschaft. Diese betrug wiederum drei bis sieben Jahre. Nach Abschluß der Wanderschaft konnte der Geselle Meister werden. In allen größeren Städten



beten die vielen  
Sandstein und  
Gegenstände, die  
alle aus Messing.  
ob es kam nicht  
halten die Formen  
der richtigen Tem-  
peratur und rotbrüchig,

den Fremdmetal-  
arten von 10 : 1,  
schmet. Der Blei-  
gehalt, um den Käufer  
des Bleies wegen.  
er bestimmt, die  
Sie hatten mei-  
stens und eine Probe

waren die Meister  
anzubringen. Dies  
sowie weiche Zinn kalt

den in Deutschland  
n in der Schweiz  
n erfreute sich das  
Wappen, sind oft  
künstlerische Leistun-  
gen der Zinngießern  
land Enderlein, zu

s sechs Jahre. Der  
wei Zeugen. Dabei  
seiner Ausbildung  
sieben Jahre. Nach  
den größeren Städten

war ein Meisterstück vorgeschrieben: Schenkkanne, Platten, Suppenschüssel mit den dazu-  
gehörenden Formen. Dabei mußten alle diese Gegenstände selbst angefertigt werden.  
Meister und Gesellen war es streng untersagt, dem Kandidaten bei der Arbeit irgendwie  
beihilflich zu sein.

## Zinnkannen

Hans Rudolf Bütikofer

Die Stadt- und Gemeindefannen dürfen zu den schönsten Werken des schweizerischen Zinn-  
gießerhandwerks gezählt werden. Sie sind von einer außerordentlich großen Vielfalt in  
ihren Formen und Verzierungen und lassen sich — nach ihrer Herkunft — etwa in fol-  
gende Gruppen einteilen:

Die älteste Gruppe besteht aus den sogenannten Bubenbergs-, Aeschi- und Baarer Kannen.  
Die beiden bekanntesten, um die Wende des 15./16. Jahrhunderts entstandenen B u b e n -  
b e r g - K a n n e n weisen eine Höhe von 44 cm auf. Sie stammen aus dem Schloß  
Spiez und gehörten der 1508 ausgestorbenen Familie der von Bubenbergs. Die  
K a n n e n v o n A e s c h i bei Spiez dürften in der gleichen Zeit entstanden sein. Sie  
sind wenig größer als die Bubenbergs-Kannen und geschmückt mit dem Wappen von Aeschi.  
Erwähnenswert ist noch, daß diese Kannen — bevor sie den Weg ins Museum fanden —  
als Wirtshauschilder dienten, also außerhalb des Wirtshauses aufgehängt waren! Schließ-  
lich gehören die in ihrem Aufbau gleichen N a t s K a n n e n v o n B a a r in diesen Kreis.  
Auch sie müssen um 1500 herum hergestellt worden sein. — Wir verweisen für diesen  
Kannentypus auf die prachtvolle Aufnahme einer Aeschi-Kanne zu Beginn dieser Nummer.  
Dieser älteren Gruppe folgten in der gleichen Richtung eine große Zahl weiterer Kannen,  
so diejenigen von Frauenfeld, Baden, Zug, Stein a. Rh., Luzern, Murten u. a. m. Auch  
eine weitere Gruppe nordostschweizerischer Kannen (Wil, Rapperswil u. a.), ebenso die  
Kannen mit linsenförmigem Korpus („Plattformen“), wie namentlich aus Basel, seien  
bloß dem Namen nach erwähnt.

Wichtiger sind dann die sogenannten B u l g e n, von denen wir auf Seite 134 ein  
besonders schönes Exemplar abgebildet haben. Bulgen dienten sowohl als Gemeindefannen  
wie zu kirchlichen Zwecken. Sie bestehen aus einer flachen, Kofferartigen Tafel mit einem  
länglichen, rechteckigen Boden. Der Henkel ist fast immer aus Eisen geschmiedet, und das  
Aussehen der Kanne wirkt plump und unkünstlerisch. Sie finden sich noch in großer Zahl  
und dienen in vielen Kirchen zum Heraustragen des Abendmahlweines. Von ihr wurde  
er dann in die handlicheren Abendmahlkannen abgefüllt.